



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Peiser, Georg: Ein komisches Epos Friedrichs des Großen

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Ein komisches Epos Friedrichs des Großen

von Georg Peifer



ine polnische Frage gibt es nicht erst, seitdem am 5. August 1772 Rußland, Preußen und Osterreich den Petersburger Teilungsvertrag unterzeichneten. Ihre Anfänge reichen vielmehr in die Zeit zurück, wo es zuerst einsichtigen Politikern klar wurde, daß ohne eine durchgreifende Reform seiner Verfassung Polen dem Untergange zusteure. Schon im Jahre 1662 hat ein polnischer König seinen Landsleuten ihr einstiges Schicksal vorhergesagt. „Gott gebe, so lautete die denkwürdige Prophezeiung Johann Kasimirs, daß ich als ein falscher Prophet erfunden werde; aber dank euerm weltberühmten Recht der freien Königswahl wird es einst dahin kommen, daß sich der Moskowiter, der Brandenburger und der Osterreichler unsre Staaten teilen.“ Klingt es nicht wie ein Echo dieser Weissagung, wenn im November 1771, also zehn Monate vor dem Abschluß des Petersburger Traktats, den Polen zugerufen wird: „Lange Zeit habt ihr, ohne euch etwas dabei zu denken, euern mächtigen Nachbarn den Tisch gedeckt; jetzt werdet ihr geruhen, es in Ordnung zu finden, wenn sich diese Nachbarn den Kuchen teilen.“

Es ist ein merkwürdiges Buch, worin sich diese Worte finden: ein komisches Epos Friedrichs des Großen, betitelt *La guerre des confédérés*. Sein Gegenstand ist der Bürgerkrieg der Konföderation von Bar, der seit dem Frühjahr 1768 Polen verwüstete. Am 24. Februar hatte der Warschauer Reichstag unter russischem Zwang die religiöse und die politische Gleichstellung der Dissidenten, d. h. der Protestanten, Reformierten und nichtunierten Griechen, mit den römischen Katholiken ausgesprochen. Fünf Tage darauf bildete sich in dem kleinen podolischen Städtchen nahe bei der türkischen Grenze diese Konföderation, die von allen polnischen Adelsverbindungen die folgenreichste geworden ist. Unter dem Feldgeschrei: Wiederherstellung der Vorrechte der römischen Kirche haben die Konföderierten einen mehrjährigen Verzweifelungskampf gegen die russischen Unterdrücker geführt, Rußland in einen gefährlichen Krieg mit der Pforte verwickelt, aber schließlich den Untergang der polnischen Freiheit, die sie retten wollten, nur befördern helfen.

Wenn es Friedrich nicht an mehreren Stellen seines Werkes ausdrücklich sagte, man würde es dem übermütigen Buche selbst nicht ansehen, daß es in einer Zeit körperlichen Leidens entstanden ist. Im Oktober 1771 traf den König ein heftiger Gichtanfall, der ihn fünf Wochen lang, wie er klagte, an Händen und Füßen förmlich knebelte. Wieder suchte er, wie er in frankten Tagen tat, bei den Musen Ablenkung und Zerstreuung. Er mache es, sagte er, wie die Franzosen, die sich mit einem Liedchen, einem Bonmot, alle

Sorgen zu verschrecken wußten. Früher hatte er einmal in französischen Versen seine Peinigerin selbst, die Gicht, besungen; diesmal waren es die Konföderierten von Bar, die seinem grimmen Humor als Folie dienen mußten. „Die Dummheiten eines Potocki, Krasinski, Oginski und der ganzen imbecilen Menge, deren Name auf ki endigt, sagte er, sind ein sehr passender Stoff für einen Konvaleszenten.“ „Kaum war ich, schreibt er an d'Alembert, als er ihm am 30. November 1771 die beiden ersten Gesänge übersandte, meine ärgsten Schmerzen los, als mir der Gedanke kam, mich über die Konföderierten lustig zu machen; es hat mich amüsiert, sie nach dem Leben zu zeichnen.“ Er bitte aber, seine Verse milde zu beurteilen, da sie nur als Heilmittel gegen große Schmerzen hätten dienen sollen.

Voltaire freilich, dem er die beiden ersten Gesänge schon ein paar Tage früher übersandte, wollte an diesen harmlosen Zweck nicht recht glauben. Er witterte die große politische Aktion, die sich vorbereitete, und war überzeugt, daß Friedrich dabei nicht zu kurz kommen werde. „Denn wenn es sich nur darum handelte, schreibt er, sechs Städte für Ihre sechs Gesänge zu erhalten, so würden Ew. Majestät sicherlich nicht Papier und Tinte verschwenden haben.“

Und in der Tat ist Friedrich später vorübergehend auf den Gedanken gekommen, sein Werk auch politisch zu verwerten. Im Jahre 1773 schickte er es seinem Gesandten in Petersburg, dem Grafen Solms, mit dem Befehl, es die Kaiserin Katharina, den Minister Panin und andre hervorragende Persönlichkeiten des Petersburger Hofes lesen zu lassen. Es kennzeichnet das Verhältnis, worin der König zu seinem Gesandten stand, daß sich dieser erlauben durfte, respektvolle Einwendungen zu machen. Der König billigte, heißt es in der kurzen Notiz, die wir darüber haben, die Gründe, die Graf Solms vorbrachte, lobte dessen Eifer und ließ sich das Manuskript zurückschicken. Als Voltaire ihn einige Jahre später wiederholt aufforderte, das interessante Buch zu veröffentlichen, wies ihn Friedrich mit der kurzen Bemerkung ab: „Es ist darin von vielen Personen die Rede, die noch leben, und ich darf und will niemanden vor den Kopf stoßen.“ Wie entrüstet mußte er also sein, als er eines Tags erfuhr, daß sein Werk, wahrscheinlich durch eine Indiskretion Voltaires, einem Hamburger Buchhändler in die Hände gefallen sei! Er ließ sofort den Druck inhibieren, übrigens nicht ohne dem Buchhändler seine Kosten zu erstatten. Erst drei Jahre nach Friedrichs Tode ist die Dichtung als Supplement zu seinen nachgelassenen Schriften im Druck erschienen.

liest man es heute, so begreift man leicht, daß Friedrich seinem Buche keine größere Publizität hat geben wollen.\*) Schon die überaus starke Hingneigung zu Rußland, die es fast auf jeder Seite zeigt, mochte bei dem Könige später Bedenken erregen. Die Kaiserin Katharina erscheint ganz in der Gloriole, mit der sie selbst ihr Haupt zu umgeben liebte: als die gütige, menschenfreundliche Fürstin, der nur das Wohl des Nachbarreichs am Herzen liegt. Sie predigt

\*) Der Leser findet Ausführlicheres darüber in meiner Schrift: Über Friedrichs des Großen burleskes Heldengedicht *La guerre des Confédérés* (Zeitschrift der Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen, 1903, S. 161 ff.). Die Abhandlung ist auch als Sonderausgabe (Posen, J. Solowicz) erschienen.

den Polen Toleranz. „Seid zufrieden, einig, ruft sie ihnen zu, und duldet eure diffidentischen Brüder!“ Ihrem hochherzigen Entschlusse, der Welt den Frieden zu geben, ist die Teilung Polens zuzuschreiben. „Dieser große Staat, sagt Friedrich, nachdem er die Verwüstung Polens durch den Konföderationskrieg geschildert hat, wäre verloren gewesen, wenn Mord und Kampf noch länger ange dauert hätten. Aber Vernunft und Philosophie haben noch erhabne Partei- gänger. Ihre Stimme wird bei den Scythen, im Innern Rußlands, von der angebeteten und gesegneten Fürstin auf der Höhe ihres Thrones vernommen. Ihre große Seele ist gerührt von den Leiden, die die Welt erduldet.“ Sie ruft den Frieden vom Himmel herab, und um Katharinas Willen verläßt er sogleich die Götter. Der Friedensgott versöhnt zuerst Katharina und Mustapha (die Beendigung des russisch-türkischen Krieges, die Friedrich sehr am Herzen lag, schien damals in nahe Ferne gerückt), dann kommt er zu „dem Herrn Sarmaten, der zwar immer geschlagen, aber doch noch voll eitler Hoffnungen ist.“ Er kündigt den Palatinen mit den Worten, die wir kennen, die Teilung an, aber nicht nur als Folge ihrer eignen Torheit, sondern auch als notwendig für die Pazifikation des Landes. „Tröstet euch über diesen Frieden, wie er Besiegten diktiert wird, in den Armen des Bacchus!“

Nicht nur Friedrichs hohe Verbündete selbst, die Russen überhaupt werden mit schmeichelhaften Lobeserhebungen überhäuft. Sie werden fast immer mit dem Beiwort „die Tapferen“ geschmückt, ihre Niederlagen milde beurteilt, ihre Siege emphatisch hervorgehoben. Besonders der Oberst Drenitz, dessen Wildheit von den Polen namenlos gefürchtet wurde, ist ein Mann ganz nach Friedrichs Herzen. Am charakteristischsten ist jedoch die Erwähnung der Schlacht von Chozim, wo Fürst Galizin am 18. September 1769 das gewaltige Heer des Großveziers Moldavantschi Ali Pascha zerstreute. In seinen Memoiren spottete Friedrich einige Jahre später über die russischen Generale, die kaum die Grundlehren der Taktik und Lagerkunst gefannt hätten. „Aber, fährt er fort, die Generale Mustaphas verstanden davon noch weniger, und unter Blinden ist der Einäugige König.“ Er leugnet nicht, daß der russische Sieg ihn beunruhigt habe; er hätte gefürchtet, daß sein Verbündeter zu mächtig werden und ihm mit der Zeit ebenso Gesetze vorschreiben würde wie den Polen. In seiner Dichtung dagegen kann er seine Freude darüber, daß die Verächter von Kunst und Wissenschaft ihren Lohn empfangen hätten, nicht lebhaft genug ausdrücken. „Verstünde ich, sagt er, die Trompete zu handhaben, d. h. im Stile des ersten Epos zu schreiben, ich würde Galizin und seinen Sieg über die Türken feiern. Aber ich bin nicht so dreist, auf meiner scharfen Pfeife das schöne Solo einer so herrlichen Waffentat vortragen zu wollen. Nur das Lächerliche gehört zu meiner Kompetenz.“

War die Lektüre solcher Stellen immerhin geeignet, an der Nawa einen günstigen Eindruck hervorzubringen, so konnte es andrerseits dem Könige durchaus nicht erwünscht sein, wenn sein Buch auch an der Weichsel Leser fand. König Stanislaus von Polen zum Beispiel ist sicherlich sehr wenig erbaut gewesen, als er nach Friedrichs Tode die Zeichnung sah, die sein königlicher Kollege von ihm entworfen hat. „Aber du mein König, um dessentwillen sich alle

herumschlagen, redet er ihn an, was tust du, mein gütiger Stanislaus? Beteft du an deinem Hofe, fern von jeder Schlacht, irgendwelche jugendlichen Reize an? Auf Bällen und beim Spiel verbringst du deine Tage und lässest dem Schicksal ruhig seinen Lauf, wie es Drenitz und dem lieben Gott gefällt.“ Dann zeigt er ihn uns, wie in Warschau die günstigen Nachrichten vom türkischen Kriegsschauplatz einlaufen. Er spricht vergnügt: „Man schlägt sich vortrefflich für mich an den Ufern des Dnjestr und in der Moldau. Diese guten Russen lassen für mich ihr Leben; so bin ich König und werde es bleiben.“ Ein andermal benutzt er ihn spöttisch als Beweisstück für seine Behauptung, daß wahres Glück auf Königsthronen nicht heimisch sei. „Wenn dir, lieber Leser, meine Schilderung des Loses eines Fürsten zu übertrieben erscheint, so richte die prüfenden Blicke auf Stanislaus, den traurigen König von Polen. Wie leidet er unter Verdrießlichkeiten, wie wird er von Arbeit erdrückt! Kann man ihn in Wahrheit glücklich nennen?“ Nur ein einzigesmal findet er ein ernstes Wort für den armen Stanislaus. Er hatte sein Epos gerade vollendet, als er die Nachricht von dem Anschläge erhielt, der am Abend des 3. Novembers auf Poniatowski gemacht worden war. Sein Wagen war von Verschwornen überfallen, er selbst herausgerissen und nicht ohne schwere Mißhandlungen aus Warschau herausgeschleppt worden. Nur wie durch ein Wunder war es ihm gelungen zu entkommen. Friedrich wollte an diesem Ereignis nicht stillschweigend vorübergehen; er schob deshalb nachträglich, am Anfange des fünften Gesanges einige Worte ein: „Von seinem Herde entführt ihn in der Nacht ein barbarischer Mörder, und mit seltnem Glück entzieht er sich dem Arm des Rasenden.“ Aber dann bricht sofort die alte Spottsucht wieder durch. „Ach, guter König, fährt er fort, ich muß mich selbst anklagen, daß ich dich manchmal zu hart behandelt habe. Ich bin ganz zerknirscht, daß meine unverschämte Muse dich mit ihrem beißenden Stile zerfleischt hat. Ich will mich sofort auf den Weg nach Czestochau machen, um dort Kirchenbuße zu tun.“

Wenn Friedrich in dieser Weise von dem Günstling seiner kaiserlichen Verbündeten sprach, kann man sich schon denken, welchen Spott die Polen überhaupt über sich ergehen lassen müssen. Wer kennt nicht die Geringschätzung, die Friedrich der Große für die polnische Nation empfand, und die in der vielberufenen Charakteristik in der *Histoire de mon temps* einen so scharfpunctierten Ausdruck gefunden hat! In seinem komischen Epos glaubte er vollends seiner Satire keinerlei Beschränkung auferlegen zu müssen. Man höre nur die Einleitung des ersten Gesanges: „Ich will die Taten der Krieger besingen, die Polen bewundert. Diese großen Helden haben freilich oft Disteln statt Lorbeern gepflückt. Kein Hector, kein Achilles war unter diesen Bastarden der bürgerlichen Zwietracht. Hochmütig bei ihren Debatten, waren sie im Kampfe nicht schwer zu besiegen.“ Er bittet die Göttin der Torheit, ihn zum Gesange zu begeistern. „Erzähle mir, wie du die Köpfe der Magnaten verwirren konntest! Man sagt freilich, ich glaube: aus Bosheit, daß die Arbeit vorher getan war, und daß du dabei nicht zu viel Mühe hattest. Der Boden war für deine Saat so geeignet, daß alles, was du damals sätest, herrlich aufging.“ Die Polen sind die Lieblingkinder der Göttin Sottise. Mit Vergnügen sieht sie

bei ihren Besuchen, daß Polen noch in demselben Zustande ist wie bei der Schöpfung: roh, stupid und ohne Unterricht — Starosten, Juden, Leibeigne, betrunken Palatine, alles Lebende ohne Scham. Ich erkenne mein Volk, ruft sie entzückt und segnet es.

Für die nationale Seite der Erhebung hat Friedrich (wiederum im Gegensatz zu den später verfaßten Memoiren) kein Auge; religiöser Fanatismus und Raubsucht sind die Motive, die die Polen zum Aufstande reizen. Die Gründung der Konföderation wird in einer ohne Zweifel fingierten Versammlung zahlreicher Herren des hohen und niedern Adels beschlossen. Unter den Führern werden namentlich erwähnt Krasinski, Potocki und ein Malachowski, die, wie Friedrich sagt, obgleich Helden, noch niemals ein feindliches Lager oder einen Kampf gesehen haben. Krasinski fordert die Anwesenden auf, ihre Husaren zu sammeln. Jeder Pole, der die Taufe empfangen habe, müsse sich morgen auf dem Schlachtfelde einfinden. — Potocki fragt, woher man Geld und Nahrung für eine solche Menge nehmen wolle. Aber Krasinski erinnert ihn an die alte, bewährte Methode, die schon Johann Sobieski befolgt habe, zu plündern oder richtiger gesagt: auf Kredit zu leben. Jubelnd stimmen ihm alle bei, und der Bischof von Kiew erteilt ihnen für alle Sünden, die sie in diesem Gott wohlgefälligen Kampfe begehn würden, im voraus völlige Absolution. Doch keiner der großen Herren will sich an die Spitze der Kriegshaufen stellen. „Ein Palatin regiert, sagt Fürst Radziwill, aber der Krieg geht uns nichts an. Wenn Gott einen Staat strafen will, schickt er einen subalternen Engel, der mit einer Handbewegung ein Volk in den Staub wirft. Hüten wir uns also, das Ungemach des Krieges auf uns selbst zu nehmen! Schicken wir unsre Diener und Vasallen und stellen wir einen verwegnen Haudegen an ihre Spitze!“ So werden Pulawski und Zaremba zu Anführern gewählt. Aber gleich ihr erstes Zusammentreffen mit Drowitz endet kläglich. „Wenn ein großer Heiliger, sagt Friedrich, den Teufel sieht, besprengt er sich schnell mit etwas Weihwasser und flieht, rasch sein Paternoster hersagend.“ So ergeht es auch den beiden Polen. Bleichen Antlitzes sagt Zaremba: „Sieh unsre Soldaten an! Die meisten haben nur mit Eisen beschlagne Stöcke, nur wenige haben Flinten und alte Säbel. Wie wollen wir da dem Feinde trotzen?“ — „Auch ich fürchte, daß es uns schlecht gehen wird, antwortet Pulawski. Es ist, glaube ich, der Wille des Schicksals, daß heute kein Blut vergossen werde, sondern daß unser hitziger Mut für ein andresmal aufgespart werde.“ Kaum entläßt sich das grobe Geschütz der Russen, so suchen die Konföderierten fluchend und schreiend das Weite. Die Kosaken verfolgen sie, machen aber nur wenig Gefangne; „denn ein Pole, dem man auf den Fersen ist, spottet Friedrich, kann ebenso schnell reiten, wie er trinkt.“ Die geschlagenen Führer vergleicht er mit Sternen, die einen Augenblick verdunkelt seien. „Sie ertränken ihren Schmerz im Wein, und morgen werden sie die Niederlage vergessen haben.“

Einen breiten Raum nehmen die Kämpfe um Czenstochau im Winter 1770/71 ein. Zaremba macht den Vorschlag, sich in dem Nationalheiligtum festzusetzen. „Dort wird die heilige Jungfrau sich und uns schützen und die Angriffe der Kosaken zuschanden machen.“ Dicke Mönche kommen den Konfö-

derierten zur Begrüßung entgegen; man sitzt im Refektorium nieder und trinkt den Klosterwein. Aber als der Rausch ihre Sinne betört, bricht um die Geliebte Pulawskis Streit aus. Jeder sucht sie in seine Arme zu ziehn. Wütend reißt Pulawski seinen Säbel aus der Scheide und haut auf die Mönche ein. Da stürzt bleich und verstört ein Knecht herein und ruft sie zu den Waffen: die Russen sind im Anmarsch; sie werden von Drowitz geführt, der immer auf derauer und von allem, was vorgeht, genau unterrichtet ist. Er kann es sich denken, daß man im Refektorium trinkt und sich in den Gassen schlägt. In einem Augenblick ist die Festung umzingelt und eng eingeschlossen. Die Streitenden lassen Pulawskis Geliebte fahren und stieben auseinander; in einem Winkel der Festung hocken sie nieder und wagen nicht, die Nasenspitze über die Mauer zu stecken, aus Furcht, daß man sie ihnen abschneide.

Die Schilderung des Sturmes auf Czenstochau in der Nacht des 9. Januar 1771, so sehr gerade sie den modernen Leser befremdet, hat mehr wie jede andre Stelle das Entzücken d'Allemberts erregt. „Wird die heilige Jungfrau, fragt der Dichter emphatisch, dulden, daß ruchlose Schismatiker ihr Heiligtum stürmen, sie beschimpfen und daraus vertreiben?“ Maria, die Königin des Himmels, weiß, was Drowitz beabsichtigt; entschlossen, sein Vorhaben zu vereiteln, bittet sie Christus um seinen Beistand. Mit den Werkzeugen, die einst Joseph gebraucht habe, möge er seiner Mutter helfen, die Russen abzuwehren. Christus nimmt Hobel und Säge, und beide schweben hernieder. Es ist dunkle Nacht, und Drowitz nähert sich mit seinen Soldaten, die Sturmleitern tragen, der Festung. Aber Christus sägt die Leitern durch, und als sie angelegt werden, reichen sie kaum bis zu halber Höhe. Zu gleicher Zeit kommt ein so lebhaftes Feuer von den Schanzen, daß Drowitz sich zurückzieht. Pulawski in seiner Einfalt glaubt zuerst, daß er der Retter von Czenstochau sei; aber die Mönche erfahren bald durch Inspiration den wahren Sachverhalt, und in kurzem erzählen sich alle Frommen im Lande, daß die Jungfrau für ihr Heiligtum ein Wunder vollbracht habe. Auch die Konföderierten halten jetzt für ratsamer, zu verkündigen, daß Gott selbst für sie streite, und Pulawskis Geliebte zündet der Jungfrau eine Kerze an, weil sie sie vor den Russen bewahrt habe.

Keiner der polnischen Führer jedoch erfährt mehr Spott als Graf Dginski, der Großfeldherr von Litauen, der sich, als die Konföderation schon am Boden lag, im September 1771 zum Aufstande hinreißen ließ. Seine verspätete Schilderhebung wird als Don Quixoterie verlacht. Mit Behagen wird der Überfall von Stolowice geschildert, wo Dginskis Glück zusammenbrach. Fliehend wehklagt er: „Man hätte mich wie ein Huhn gepackt, wenn ich nicht so vortreffliche Sporen hätte. In Schutt und Trümmer sinkt die Republik.“ Nur eine Heldentat gelingt ihm noch. Er führt die Konföderierten, die ihm nur seufzend folgen, aus den Toren von Landskron den Russen entgegen. In der Ferne sieht man eine gewaltige Staubwolke heranziehn — offenbar Truppen, die in guter Ordnung langsam vorrücken. Mit wildem Ungestüm stürzt sich Dginski auf sie. Aber der vermeintliche Feind erweist sich als eine Hammelherde, die von einem Händler zu Markte getrieben wird. Beim Heransprengen der Polen stiebt sie auseinander; die besten Stücke jedoch werden erbeutet, und

froh, wenigstens an diesem Tage gesiegt zu haben, kehren die Konföderierten nach Landskron zurück.

Am Schlusse des Wertes verhängt der Friedensgott Strafen über die Häupter der Konföderation. Zarembo wird wie ein gemeiner Verbrecher behandelt: er soll auf die Galeere gebracht werden. Der Bischof von Kiew soll in Smolensk, also in russischer Haft, über die Grenzen von Staat und Kirche nachdenken. Oginski erhält den Rat, sich fortan auf seine musikalischen Neigungen zu beschränken. „Lege die Feldbinde ab, die sich nur für Söhne des Mars eignet, und spiele mir wie David auf der Harfe!“ Nur in dem kurzen Befehle an Pulawski: „Du, geh!“ drückt sich eine Art widerwilliger Achtung aus — wie er denn in der That der sympathischste aller polnischen Freischarenführer war. Nur seine Geliebte, die er einem katholischen Edelmann geraubt hat, soll ihm gleich morgen genommen und ihrem Gatten zurückgegeben werden.

Ihren Höhepunkt aber erreicht Friedrichs Satire da, wo er auf das Eintreten der römischen Kirche zugunsten der Konföderierten zu sprechen kommt. Allerorten nahm der katholische Klerus für die Männer von Bar auf das wärmste Partei — Grund genug für Friedrich, ihm mit den schärfsten Waffen seines Witzes entgegenzutreten. Er sieht in der Opposition gegen den neuen König und die Dissidenten die Hand der Jesuiten. „Polen, sagt er, hätte, in der Wahl Stanislaus Augusts geeinigt, sich glücklich und ohne Parteilampf der Segnungen eines ewigen Friedens erfreuen können, wenn nicht der Teufel diesen Augenblick für geeignet gehalten hätte, eine große Rolle in der Welt zu spielen.“ Er hüllt sich in das Gewand des heiligen Ignatius und tritt mit demütiger Miene, die Arme auf der Brust gekreuzt, vor den Bischof von Kiew. Dieser hält ihn für seinen ehemaligen Beichtvater und umarmt ihn herzlich. Aber der falsche Jesuit bricht sofort in bittere Klagen aus: „Welcher Schmerz für einen Polen, für einen glaubenseifrigen Bürger, daß die schismatischen Russen uns mit despotischer Hand einen König geben!“ Das Wort „Schisma“ verfehlt seine Wirkung auf den Bischof nicht; er gerät in große Aufregung und verwünscht den Senat, die Russen und die „erhabne“ Wahlversammlung. „Poniatowski, ruft er, ist nicht mehr mein König. Gib mir meine Schwüre und meinen Glauben wieder!“ — „Schreien genügt nicht, meint der Teufel. Um Throne zu stürzen, braucht man ein zahlreiches Gefolge.“ — „Bin ich nicht, entgegnet ihm der Bischof, der Herr der Domherren, Mönche und Priester? Diese heiligen Werkzeuge wollen wir benutzen, um das Volk aufzureizen.“ — „Hätte der Heilige Vater, sagt Friedrich (die Verhandlungen über die Aufhebung des Jesuitenordens waren schon im vollen Gange), gleich erfahren, daß der Teufel die Gestalt des heiligen Ignatius entlehnt hatte, um die Verwirrung anzurichten, so wäre es sofort mit den Jesuiten ganz und gar aus gewesen. Aber der heilige Kaver, der dieses Schicksal befürchtete, verhinderte listig, daß Seine Heiligkeit damals davon unterrichtet wurde.“

Die Verbindung der Türken mit der „heiligen“ Konföderation gibt natürlich zu neuem Spotte Anlaß. Die Göttin Sottise ist es, die die Unterhandlungen mit der Pforte zu gedeihlichem Abschluß führt. Sie eilt den polnischen Gesandten nach Konstantinopel voraus. Man kennt sie im Serail sehr gut; denn Sultan

Mustapha richtet sich in allen Stücken nach ihren weisen Ratschlägen. Krasinski bringt sein Hilfesuchung unmittelbar im Namen des Papstes vor. Der christliche Musti habe geruht, ihn an die Pforte zu senden, um ihren mächtigen Beistand zu erflehen. Wären die Russen erst mit den Polen fertig, so würde die Reihe gar bald an die Türken kommen. Jetzt wollten die Russen die heilige Jungfrau von ihren Altären verdrängen und russische Heilige an ihre Stelle setzen; bald würden sie auch Mohammed aus Mekka zu verjagen suchen. „Unterstützt also, noch ist es Zeit, den heiligen Vater! Wenn die päpstlichen Schlüssel und der Halbmond sich vereinigen, werden sie überall Schrecken erregen, und mit eurer Hilfe wird die Kirche triumphieren.“ Der Diwan ist gerührt; Mohammed werde nicht dulden, daß man Jungfrauen ihre Kerzen verringere. Der Krieg wird beschlossen.

Die Niederlagen der Türken erwecken in Rom nicht geringere Trauer als bei den Konföderierten. Der Papst sieht darin die Hand des Teufels; er läßt Prozessionen veranstalten und an allen Altären für die Sache seiner Verbündeten beten. „Ist es nicht genug, hört man die Kirche klagen, daß die Encyklopädisten, die ungläubigen oder deistischen Philosophen unsre Mauern untergraben, von denen einst schon Luther ein großes Stück zum Einsturz gebracht hat? Die Russen suchen sie noch zu überbieten, und die Vernunft wird zum Schrecken der Papisten ihren Einzug in Rom halten und die Köpfe unsrer Nepoten aufklären.“

Um jedoch seinem Angriff die schärfste Spitze zu geben, hat Friedrich schließlich dem Werke eine höhnische Widmungsepistel an den regierenden Papst selbst — es war Klemens der Bierzehnte aus dem Hause Ganganelli — vorausgeschickt. „Da ich ja doch als Ketzer ein für allemal exkommuniziert bin, schreibt er an Voltaire, habe ich den Blicken des Vatikans Trotz geboten.“

„Stellvertreter Gottes (vice Dieu), redet er den Papst an, heiliger Votse des Schiffleins, das einst Petrus geführt hat, aber noch ohne ein Chorhemd zu tragen, ich bringe dir ein heiliges Werk, worin deine Kirche gut geschildert ist. Mit frommem Stifte zeichne ich deine Hierarchie vom Prälaten mit Krummstab und Bischofsmütze bis herab zum niedrigsten Priester, ihre Politik, ihre Grundsätze, ihre Scheinheiligkeit, ihren erhabnen Eifer für den Irrtum, für seine Heiligen, für dich.“ Das Werk, bei dem er keinen andern Ruhm als den eines glaubenseifrigen Christen gesucht habe, sei so verdienstvoll, daß er hoffe, dafür in seiner letzten Stunde denselben Ablass zu erhalten, wie er beim Subiläum des Papstes gespendet werde. „Gib ihn mir, ich habe ihn nötig; denn Sanssouci ist weit entfernt von Rom.“ Die Beichte des Dichters sei in dem Gedichte selbst enthalten; wenn der Papst es lese, werde er daraus ohne Mühe Friedrichs Sünden kennen lernen. Demütig nenne er sie alle; denn er wisse, daß dem Teufel verfallen sei, wer nicht dem Charon sein Glaubensbekenntnis überreiche. Der Papst werde sich vielleicht darüber lustig machen, daß der Dichter hier Charon nenne, also Mythologie und Theologie durcheinander werfe. Aber das könne ihm leicht begegnen; denn sein Gehirn sei halb heidnisch, und die Fabeln eines Doid gelten ihm ebenso viel wie die eines Apostels. An den Stufen des päpstlichen Thrones hingestreckt wiederhole er seine Bitte um Ab-

solution. Wenn er sie erlange, werde er demnächst dem Papste — „in Babylon,“ schiebt er spöttisch ein — den heiligen Sporn küssen. „Und nun, meine Verse, marschirt los und zeigt eure Karikatur! Der heilige Vater, der verständig ist, segnet eure Schelle und schützt euch vor Verbrennung.“

Nicht minder wichtig sind die Britschenschläge, die den Herzog von Choiseul, den leitenden Minister Ludwigs des Fünfzehnten, und die Franzosen überhaupt treffen. Bei der Ohnmacht Frankreichs außerstande, sich offen auf die Seite der Konföderierten zu stellen, unterstützte Choiseul ihre Sache durch Subsidien und durch Entsendung französischer Offiziere und Artilleristen. Wieder ist es die Sottise, die dabei die Vermittlerrolle spielt. Wem wehete, wenn er diese Szene liest, daraus nicht der Geist entgegen, aus dem Lessing die Gestalt seines Niccaut de la Marlinière geschaffen hat! Das Nationalgefühl des Siegers von Rossbach kommt darin zu glücklichstem Ausdruck. „Ich will, spricht die Sottise zu den Polen, daß euch das Glück endlich wieder lächle. Ich werde an eure Spitze einen tapfern Krieger stellen, der diese hochmütigen Russen ausrotten wird. Noch habe ich fromme Anhänger. Ich habe den vor trefflichen Soubise und hundert andre Helden, die von den Franzosen verehrt werden. Rossbach und Krefeld verkündigen ihren Ruhm; Bellinghausen und Minden und hundert andre Orte sind die Zeugen, die ihren Ruf begründen, dessen Widerhall sich bis zum Himmel erhebt.“ Ihr Vorschlag findet zunächst lebhaften Widerspruch. „Das ist ein Schimpf, eine Beleidigung,“ braust Pulawski auf. „Ich will keinen Franzosen zum Kommandanten,“ brummt Zarembo zwischen den Zähnen. Aber die Sottise weist alle Einwendungen kategorisch zurück, indem sie den Polen durch ein Zitat aus einem Werke des Jesuiten Dominique Bouhours die Inferiorität aller Völker gegenüber den Franzosen zu Gemüte führt. „Polen, sagt sie, katholisches Volk, solltet ihr noch niemals den guten Vater Bouhours gelesen haben? Dieser Bouhours war ein großes Orakel, und er sagt ganz richtig: es sei ein wahres Wunder, aber in der That noch niemals dagewesen, daß ein armer Sterblicher außerhalb Frankreichs Esprit gehabt habe. Paris ist die ungeheure Vorratskammer davon. Suchen wir also dort Esprit und Helden, an denen es uns fehlt, um unser Schicksal zu verbessern!“ Der polnische Gesandte wird von dem Herzog von Choiseul mit offenen Armen empfangen. „Welche Unverschämtheit von diesem Galizin, klagt Choiseul, den Großvezier vorn und hinten zu schlagen!“ Aber er werde den Polen den Baron von Biomenil senden, der werde den prahlerischen Hochmut der Russen niederschlagen. Der Pole bittet, noch recht viel gute Louisdor hinzuzufügen; denn die polnischen Helden seien arm.

Das Eintreffen des französischen Hilfskorps in der Festung Landskron wird in einer ergötzlichen Szene geschildert. In großem Zuge kommen die Franzosen daher, mit viel Lärm und Geschrei. Sie rühmen sich laut der Heldentaten, die sie schon vollbracht haben. Aber während ihre Erzählungen sonst großen Eindruck auf jeden machen, der sie ihnen glaubt, merken sie bald, daß das hier nicht möglich ist; denn die Polen verstehn ihre Sprache nicht. „Sie hätten nun eigentlich, meint Friedrich, mit ihrem Geschwätz aufhören müssen. Aber Franzosen ist das höchst unangenehm. Ihre Zunge ging weiter wie eine klappernde

Windmühle.“ So verstreichen einige Tage: die Franzosen schwagen, die Polen schütteln die Köpfe oder antworten in ihrer harten Sprache, die niemand versteht. Erst finden die Franzosen die Sache höchst spaßhaft, dann aber reißt ihnen die Geduld. Einer macht den Vorschlag, wieder nach Hause zurückzukehren: für solche Kerle brauche man sich nicht Gefahren auszusuchen. „In diesem verwünschten Lande, ruft ein anderer, gibt es ja weder Mädchen noch Kredit. Mögen sich diese Bettler hier allein herumschlagen!“ Er rät, zu den Türken zu gehn; diese würden nicht mit Ehren geizen, und jeder werde seinen eignen Harem haben. Schon wollen sich die Franzosen, „nur leicht beschwert von ihrem Bettelsack,“ auf den Weg machen, da eilt zum Glück Biomenil herbei, und seinen Vorstellungen gelingt es, die aufgeregten Gemüther zu beruhigen.

Die Schilderung der Schlacht von Landskron, in der Polen und Franzosen am 22. Juni 1771 der überlegenen Taktik Suworows unterlagen, ist, was die Einzelheiten anbetrifft, ein reines Phantasiemal, wie schon aus der Nennung Biomenils hervorgeht. Nicht er, sondern der Oberst Dumouriez war es, der vor Landskron kommandiert hat; Biomenil ist erst später nach Polen gekommen. „Die französischen Gefangnen, heißt es am Schlusse, werden Sibirien bevölkern, wo es bis dahin weder Sprit noch Galanterie gab, und dort Zobeltiere jagen, um euch, Bojaren der Kaiserin, mit Pelzen zu versorgen.“

Schon diese Proben genügen, den Geist zu zeigen, worin Friedrichs Epos geschrieben ist. Es ist ein Stimmungsbild aus den politisch so bewegten Herbsttagen des Jahres 1771, ein Dokument der engen Verbindung zwischen dem Berliner und dem Petersburger Kabinett, die damals gemeinsam die polnische Teilung vorbereiteten, aber auch zugleich ein heftiger Angriff auf die katholische Welt, die den Widerstand Polens gegen die russische Umschnürung mit lebhaftem Interesse begleitete. Es mag auffallend erscheinen, daß dabei Österreichs, das es doch an Sympathie für die Konföderierten und ihre Verbündeten ebenfalls nicht hatte fehlen lassen, mit keinem Worte gedacht wird. Aber auch diese Rücksicht erklärt sich — wenn ich nicht irre — aus der allgemeinen politischen Lage im Herbst 1771. Schon waren die preußisch-russischen Verhandlungen über die Teilung ihrem Abschluß nahe, und Friedrich zweifelte nicht, daß Österreich, wie widerwillig auch immer, schließlich seinen Beitritt erklären werde. „Die Briefe aus Petersburg, schrieb er in der zweiten Oktoberwoche an seinen Minister Finckenstein, lauten so günstig als möglich; die aus Wien zeigen mehr schlechte Laune als den vorbedachten Entschluß zu schaden. Ich glaube, daß sich die Kaiserin-Königin schließlich so weit besänftigen lassen wird, daß sie aus Liebe zum Frieden, und um das Gleichgewicht der Mächte zu erhalten, ein Stück Polen anzunehmen geruhen wird. Diese Teilung wird wahrscheinlich das Ende aller dieser Wirren sein.“ Der Tag, an dem er dies schrieb, ist vielleicht derselbe, an dem er die Abfassung seines komischen Epos begann.

